



Rita Mielke

Im Wald

Eine Wortwanderung
durch die Natur

DUDEN

Rita Mielke

Im Wald

Eine Wortwanderung durch die Natur

Mit Illustrationen von
Hanna Zeckau

Inhalt

Vorwort	7	Adler	11	Ameise	17	Biene	21	Birke	27
Brennnessel	31	Buche	35	Dunkelheit	39	Eiche	43		
Eichhörnchen	49	Einsamkeit	55	Eule	59	Fichte	65		
Fledermaus	68	Fliegenpilz	75	Fuchs	79	Haselnuss	84		
Hexe	87	Hirsch	91	Kuckuck	96	Lichtung	101	Linde	105
Mistel	110	Nachtigall	114	Räuber	119	Reh	121	Specht	124
Stille	128	Tanne	132	Waldgeister	136	Weide	142		
Wildschwein	146	Wolf	152						

*Mit Bäumen kann man wie mit Brüdern reden
und tauscht bei ihnen seine Seele um.
Die Wälder schweigen. Doch sie sind nicht stumm.
Und wer auch kommen mag, sie trösten jeden.*

Erich Kästner

Der Mensch und der Wald: Das ist, seit die beiden in grauer Vorzeit erstmals aufeinandertrafen, eine Geschichte großer Gefühle. Im grünen Dämmerlicht der Wälder entdeckten die Menschen, wie außerordentlich Natur sein kann, wie außerordentlich bereichernd auch für die eigene Existenz. Faszination und Staunen, auch Beklemmung und Angst begleiteten diese Entdeckung. Was immer den Menschen widerfuhr – der Wald war für sie ganz großes Kino: mal düster und gefährlich, mal verborgen und idyllisch, mal wild und frei und ursprünglich. So begannen sie, sich einen Reim zu machen auf all das, was da lebte und wuchs. Bäumen, Pflanzen und Tieren wurden Namen verliehen und Begriffe zugeordnet. Sie erhielten damit einen Platz im Kosmos der menschlichen Gedanken- und Bildwelten – und zugleich eine Art kulturellen Ritterschlag: Natur wurde zu einem Teil der menschlichen Kultur.

Von dieser einzigartigen Entwicklung legt die Sprachgeschichte, legen religiöse Ursprungstexte, Mythen, Märchen und eine Vielzahl weltliterarischer Werke Zeugnis ab. Dass Eichen uns ehrfürchtig stimmen, Fledermäuse uns ein bisschen ungeheuer sind und ein Kuss unter dem Mistelzweig uns zukunftsfröh macht, ist das Resultat eines Prozesses,

der bis in ferne (Sprach-)Vergangenheit zurückführt. Dort liegen die Wurzeln für die über die Jahrhunderte unveränderten Assoziationen und Gefühle, die sich bei Begriffen wie Fuchs und Reh einstellen. Hier finden sich Erklärungen dafür, wie Ameise, Fliegenpilz und Kuckuck zu ihren Namen gekommen sind. Und wenn die gegenwärtige Rückkehr des Wolfs in den deutschen Wald Ur-Ängste in uns wachwerden lässt, lassen sich die Ursachen auch dafür in der Beziehungsgeschichte von Wald und Mensch finden.

Den Sprach-Spuren des Waldes nachzugehen ist die Idee des vorliegenden Buches. Bei einer »Wortwanderung durch die Natur« lässt sich dem Wald so manches entlocken, was in den Schatzkästen von Sprache und Literatur verborgen ruht. Die enorme Aufmerksamkeit, die der Wald, die Bäume und Tiere gegenwärtig bei Schriftstellern, Philosophen und Psychologen erleben, erhält in diesen Streifzügen eine zusätzliche Dimension, denn sie erweist sich als tief verwurzelt in einem umfassenden historischen Kontext. Wie sich die Beschreibungen des Waldes und die Sicht auf das, was in ihm lebt und wächst, im Lauf einer langen Entwicklung herausgebildet und tief im menschlichen Bewusstsein festgesetzt haben, wird anhand ausgewählter Wald-Wörter – von A wie Adler bis W wie Wolf – erzählt. Die jeweils vorangestellten »Wortwolken«, mit Methoden der Computerstatistik und auf der Grundlage des Duden-Korpus mit mehr als vier Milliarden Wortformen generiert, veranschaulichen das assoziative Umfeld, in dem diese Wörter heute in Texten unterschiedlichster Art Verwendung finden: Da schließt sich der Kreis zwischen zeitgenössischem Sprachgebrauch und einer weit zurückreichenden Geschichte der Annäherungen und Zuschreibungen.

Von der Epoche der heidnischen Naturreligionen – für die der Wald beseelt und ein Tummelplatz für Götter und Geisteswesen war – spannt sich dabei ein weiter Bogen bis in die Gegenwart: Heute sind es vor allem zivilisationsmüde Zeitgenossen, die die Natur als Sehnsuchts- und Selbstfindungs-ort oder als wohltuende Alternative zu Dauerlärm, schlechter Luft und permanenter Reizüberflutung (wieder-)entdecken. Wer immer heute den Wald betritt, real oder in Gedanken, kann dort eindrucksvolle Natur-Begegnungen erleben. Zugleich erwartet ihn hinter jedem Baum und Strauch ein Stück spannender Kulturgeschichte. Und wie verhält sich der Wald zu alledem? Er tut, was er immer schon getan hat, seit Tausenden von Jahren. Steht still. Und schweigt.

Adler | Familie: Habichtartige *Accipitridae*



fliegen, kreisen, landen, sinken, krallen

Als der Adler noch ein Aar war, in grauer Sprach-Vergangenheit, musste er seinen Namen mit anderen, weniger »königlichen« Vögeln teilen – dem Bussard etwa oder dem Sperber. Aber: Ehre, wem Ehre gebührt. Das gilt zuweilen auch für die Sprache. Und so wurde aus dem Aar ein Edel-Aar, ein Adelar. In der poetischen Sprache des 18. und 19. Jahrhunderts begegneten »Aar« und »Adler« einander noch, je nach den Erfordernissen von Reim oder Versmaß und oft im zeilenweisen Wechsel: »Auf niederm Ast ein wunder Adler saß, / Ein kranker Aar mit gebrochnen Schwingen« (Annette von Droste-Hülshoff, *Der kranke Aar*, 1844). Seitdem hat der Aar dem Adler das (Sprach-)Feld überlassen.

Der König der Lüfte

Hoch oben, der Erde entrückt und dem Himmel ein gutes Stück näher als die meisten anderen Lebewesen, ist das Reich des Adlers: Daraus bezieht er seinen »Adel« und seine »Majestät«, die leitmotivisch die gesamte Kulturgeschichte durchziehen. Der Adler galt schon im Altertum als Königs-, Götter- und Herrschaftsvogel. Der Göttervater Zeus erwählte ihn zu seinem Symboltier. Im *Alten Testament* steht der Adler für die Fürsorglichkeit Gottes: »Wie ein Adler ausführt seine Jungen und über ihnen schwebt, so breitete er seine Fittiche aus und nahm ihn und trug ihn auf seinen Flügeln« (5. Mose 32). Im *Neuen Testament* wird der Evangelist Johannes durch die symbolische Verbindung mit dem Adler

geadelt: »Johannes erhielt den Adler, weil er im Prolog über das Wort, das am Anfang bei Gott war, höher steigt als die anderen und sich in die höchsten Regionen aufschwingt, so wie ein Adler sich zur Sonne erhebt« (Kommentar des Kirchenvaters Hieronymus). Bei kaiserlichen Bestattungen im alten Rom kam einem Adler die Aufgabe zu, die Seele des Verstorbenen den Göttern zu überbringen. Karl der Große wählte den Adler – als Symbol politischer Stärke und Überlegenheit – als Hoheitszeichen und Wappentier: Der deutsche Bundesadler und die stilisierten Adler auf jeder Ein- und Zwei-Euro-Münze haben hier ihren Ursprung.

Sprachrohr der Götter

Aufgrund seiner Nähe zum Himmel und zur Sonne war der Adler in besonderer Weise prädestiniert für die Übermittlung göttlicher Botschaften an die Menschen. Das Auftauchen von Adlern, ihre Verhaltensweisen und ihre Flugrichtung deuteten die Griechen in homerischer Zeit als von den Göttern gesandte Zeichen. In Homers *Odyssee* wird ein »heilweissagender Adler«, der mit einer gemästeten weißen Gans in den Klauen vorbeifliegt, für Helena zum Zeichen der Götter, dass Odysseus in die Heimat zurückkehren wird. In Dantes *Göttlicher Komödie* ist es ein »hochheiliger Aar«, der Dante und Beatrice auf ihrem Weg durchs »Paradies« die Herrlichkeit der göttlichen Heilsordnung nahebringt.

An die mythische Komplexität des überlieferten Adlerbildes knüpft C. S. Lewis in seinen *Chroniken von Narnia* (1950 ff.) mit dem Adler Farsight (»Weitblick«!) an, der hier der Überbringer schlechter Nachrichten ist. J. R. R. Tolkien stilisiert in seiner »Mittelerde«-Fantasywelt die Adler zu riesenhaften Wesen, die einst vom Valar Manwe, dem »Herrn der Winde«,



Steinadler *Aquila chrysaetos*

und Yavanna, der »Königin des Erdreichs«, erschaffen wurden. Seine Adler mit dem Adlerkönig Thorondor an der Spitze sind stark genug, einen ausgewachsenen Menschen zu tragen oder geflügelte Drachen zu besiegen. Sie sind Boten, sie warnen die Menschen vor Gefahr und werden von Tolkien häufig dann eingesetzt, wenn für einen Helden in Not kein anderer Ausweg erkennbar ist.

Hochmut und Stolz

Bei aller Erhabenheit und Majestät, die dem Adler respektvoll zugesprochen werden, bleibt auch die Schattenseite nicht ausgespart. Aus Menschensicht verleitet ein Zuviel an Macht und Bewunderung durch andere zur eigenen Selbstüberschätzung, zu Hochmut und Vermessenheit. Diese Eigenschaften sind auch im Bild des Adlers angelegt. Als sich im christlichen Mittelalter die Lehre von den sieben Haupt- bzw. Todsünden verbreitete, wurde dem Adler die Funktion zugewiesen, als Symbol für »superbia«, den Hochmut, zu dienen. In der Fabel *Der Adler und der Maulwurf* des russischen Schriftstellers Iwan Andrejewitsch Krylow ist es ausgerechnet ein Maulwurf, der den Hochmut des Adlers in seine Schranken weist. In dem Gedicht *Der Adler und die Taube* (1774) von Johann Wolfgang von Goethe werden die tumben, langweiligen Tauben, denen der Adler sich weit überlegen fühlt, zum Lehrmeister und überbringen die Botschaft der Genügsamkeit: »O Weise! sprach der Adler, und tief ernst / Versinkt er tiefer in sich selbst, / O Weisheit! Du redst wie eine Taube!« In gleicher Konstellation – mit einer Taube als Gegenspielerin – tritt der Adler bei James Krüss (*Adler und Taube*, 1971) auf. In diesem Fall ist die Taube eine Art weiblicher Scheherazade, die vor den Klauen eines Adlers in eine Felsspalte geflüchtet

ist und weiß, dass ihr letztes Stündlein geschlagen hat, wenn es ihr nicht gelingt, den Adler so lange von seinem gierigen Vorhaben abzulenken, bis sie sich mit ihren Schwanzfedern ein Schlupfloch zum Entwischen geschaffen hat: Nachdem sie den Adler mit acht lehrreichen Geschichten unterhalten hat, verschwindet sie rückwärts in der Felswand. Dem Adler aber bleibt nur die Erkenntnis, »dass Klugheit und Witz oft mehr wert sind als Macht und Stärke«.

Adler trifft Löwe

Wenn der König der Lüfte und der König der Tiere sich zusammmentun, muss daraus ein Wesen von ganz außerordentlicher Qualität entstehen. Als geheimnisvolles Mischwesen hat der Adler-Löwe in Gestalt des Greifen die Fantasie der Menschen über Jahrtausende beschäftigt, von den altorientalischen und sumerischen Kulturen bis in die Bildwelten der Neuzeit. Stärke und Wachsamkeit zeichnen das Fabeltier aus, zuweilen auch Gewalttätigkeit und Hochmut (so bei Herodot). In der um 1400 entstandenen Tierfabel-Sammlung *Dialogus creaturarum* tritt der Greif als Friedensstifter zwischen Vögeln und Vierbeinern auf, weil er selbst ja zu beiden Gattungen gehört. In dem von Leo von Neapel ins Lateinische übertragenen *Alexanderroman* (um 1000 n. Chr.) geht es um Selbstüberschätzung – die des Menschen wie die der Greife gleichermaßen. Darin lässt Alexander der Große eine Maschine bauen, »mit der ihn Greife zum Himmel emportragen könnten, damit er erkunde, was das sei: der Himmel über uns«. Er lässt einen Wagen bauen und Greife herbeibringen, die ihn in seinem Gefährt in die Lüfte heben. Das Experiment ist allerdings nur von kurzer Dauer: Auf den Höhenflug folgt der rapide Sturzflug!

Noch bis weit in die Neuzeit scheint die Ansicht verbreitet gewesen zu sein, dass Greife keineswegs nur der Fantasie entsprungen, sondern durchaus auch in der Realität anzutreffen seien. Dagegen opponierte bereits Mitte des 13. Jahrhunderts der Theologe und Naturforscher Albertus Magnus, der nachdrücklich darauf verwies, dass noch nie jemand »einen Greifen entdeckt oder aus eigener Anschauung beschrieben« habe. Offensichtlich ohne Erfolg, denn noch Jahrhunderte später fühlte der englische Philosoph Sir Thomas Browne sich bemüßigt, in seiner *Pseudodoxia Epidemica* (*Von verbreiteten Irrtümern*, 1646) die reale Existenz von Greifen auszuschließen: Wenn »sie nach dem Gesetz der Tierkunde betrachtet werden, erweist sich die Erfindung als monströs, um wenigstens geringer als die Erdichtung von Sphinxen, Chimären und Harpyien«.

Der prominenteste Greif der Weltliteratur, der etwas kann, was vor und nach ihm über keinen anderen Greifen überliefert wurde, ist Lewis Carroll zu verdanken: In *Alice im Wunderland*, veröffentlicht 1865, begegnen die Herzkönigin und Alice einem Greif, der schlafend in der Sonne liegt und von der Königin aufgefordert wird, Alice zur Falschen Schildkröte zu bringen. Der Greif ist ein bisschen vorlaut und überschlaue, aber auch gefällig und willig. Um Alice zu demonstrieren, was passiert, wenn »Seehunde, Schildkröten, Lachse und so weiter« sich zum Tanz formieren, führt er gemeinsam mit der Schildkröte ein »Hummerballett« vor: »So fingen sie denn an, feierlich im Kreise um Alice zu tanzen; zuweilen traten sie ihr auf die Füße, wenn sie ihr zu nahe kamen; und die falsche Schildkröte sang dazu, sehr langsam und traurig ...«

Ameise | Familie: Ameisen *Formicidae*



krabbeln, fressen, kribbeln, beißen, wimmeln

Wesenszug oder Körperform: Die Herleitung des Wortes »Ameise« lässt beide Deutungen zu. Im *Deutschen Wörterbuch* (ab 1838) der Brüder Grimm wird die Ableitung vom althochdeutschen »amei ζ â« über »ëma ζ «, »ëma ζ ic«, dem neuhochdeutschen »emsig«, erwogen. Die andere Spur führt vom mittelhochdeutschen »ämei ζ e«, althochdeutsch »ämei ζ a«, zum althochdeutschen »mei ζ an« im Sinne von »(ab)schneiden«. Damit wäre die Ameise die »Abgeschnittene«, in Anspielung auf den scharfen Einschnitt zwischen Vorder- und Hinterkörper.

Winzling mit schlanker Taille

Zahlreiche Natursagen in Europa wie in Asien thematisieren die spezielle Körperform der Insekten: So wird erzählt, Gott habe die Ameisen von Petrus schaffen lassen wollen – »über Mittag«, lautete die Anweisung. Das habe Petrus als »in der Mitte ab« missverstanden, was zu der Einschnürung in der Körpermitte geführt habe. In anderen Varianten konkurrieren Spinne und Ameise um die Sympathie Gottes. Der entscheidet sich für die Spinne und wirft die Ameise auf die Erde, wo diese – beinahe – zerbricht. In Wolfram von Eschenbachs *Parzival* (um 1200) dient die Körperform der Ameise als Vergleich, um die erotische Ausstrahlung zu beschreiben, die Antikonies überschlankte Taille auf Gawan ausübt.

Auf die Winzigkeit der Ameisen beziehen sich volkstümliche Erzählungen, in denen Riesen oder boshafte Menschen zur

Strafe in Ameisen verwandelt werden. Die griechische Mythologie kennt die umgekehrte Version. Danach war das Volk der Myrmidonen, das sich im Kampf um Troja durch seine Kampfkraft und Tapferkeit auszeichnete, von Zeus aus Ameisen geschaffen worden: Die Ameise heißt im Altgriechischen »myrmēx«. Der ins Gigantische vergrößerten Ameise kann man bei Herodot begegnen, der sie als goldschürfende Riesentiere indischen Ursprungs charakterisiert. In der irischen Mythologie sind Riesenameisen Menschenfresser.

Fleißig und vorbildlich: Ameisen und ihr Staat

Als Urbild für Emsigkeit und Fleiß hält die Ameise den Menschen schon seit alttestamentarischen Zeiten einen Spiegel vor. Im *Buch der Sprüche*, die dem legendären König Salomo zugesprochen werden, wird die Ameise zum Inbegriff vorbildlicher Lebensführung: »Gehe hin zur Ameise, du Fauler; siehe ihre Weise an und lerne! Sie hat keinen Meister, keinen Aufseher und Gebieter, und doch sorgt sie im Sommer für Futter, sammelt sich zur Erntezeit Vorrat.« Diesen Exempelcharakter übernehmen Fabeldichter wie Äsop und Phädrus. Auf römischen Münzen ist die Ameise als Symbol für (durch Fleiß erworbenen) Wohlstand abgebildet.

Häufiger als die einzelne Ameise rücken durch die Jahrhunderte Ameisenstaat bzw. Ameisenvolk als Topos für eine sich selbst organisierende und perfekt funktionierende Gemeinschaft in den Mittelpunkt der Betrachtungen. Bereits für Aristoteles besteht die enge Verbindung zwischen Mensch und Ameise darin, dass beide soziale und von Natur aus staatenbildende Wesen sind, die dauerhaft in Gemeinschaft leben. Die Ameisengesellschaft wird in der Folge – je nach Standpunkt des Betrachters – positiv gedeutet, so etwa



Rote Waldameise *Formica rufa*

bei dem deutschen Dominikaner Johannes Nider, der dem Ameisenhaufen (*Formicarius*) um 1380 ein Buch zur Predigtanleitung widmete und dabei die Ameisengemeinschaft als Metapher für den idealen Staat präsentierte. Auch den Ideologen des Nationalsozialismus kam der Ameisenstaat als »positives« Gemeinschaftsbeispiel gerade recht, war hier doch ein fundamentales Problem – das der kompletten Unterordnung des Einzelnen unter das Gemeinwohl um den Preis der Aufgabe jeglicher Individualität – perfekt gelöst. Negativ – als Vorbild eines Arbeits- oder Kastenstaats und als totalitäres, militaristisch stramm strukturiertes Gefüge – begegnen Ameisenstaaten etwa bei Ernst Jünger (*Der Arbeiter*, 1932) oder, im selben Jahr, bei Aldous Huxley (*Schöne neue Welt*, 1932). Für Heinrich Heine symbolisierte der Ameisenstaat die Unübersichtlichkeit der modernen Stadt (*London*, 1828). In H. G. Wells' Erzählung *Das Imperium der Ameisen* (1905) richtet sich die Intelligenz des Ameisenstaats in aggressiver Weise gegen den Menschen.

Auf die zentralen Charakteristika Größe und Gemeinschaft der Ameisen greifen zahlreiche überlieferte Redensarten zurück. Schon im Lateinischen nachweisbar ist der Ausspruch: »Formica camelus« – »Aus einer Ameise ein Kamel machen«, der im Deutschen auch in der Variante »Aus einer Mücke einen Elefanten machen« geläufig ist. »Die Ameise hält das Johannswürmchen für ein großes Licht« spielt auf die Proportionalität der jeweiligen Sichtweise an. »Wenn du eine Ameise zertrittst, kommen alle anderen, um dich zu beißen« beschreibt die Idee, dass vermeintlich unbedeutende Handlungen große Wirkungen nach sich ziehen können. Der zeitgenössischen Jugend-Szene-Sprache entstammt die Umschreibung absoluter Niveaulosigkeit: »NKA – Niveau: kniende Ameise«.